



Kriegsunterhaltungsbeilage der „Salle-Zeitung“.



Nummer 34.

Sonntag, den 20. August 1916.

Erscheint wöchentlich.

Im Vorübergehen.

Von Karleust Anah.

(Nachdruck verboten.)

Noch immer . . .

D. Zug. Sie haben beide Erpläge. Er drücken, sie hüben. Er ist klein, dick, zufrieden und kumpffinnig. Sie ist noch kleiner (die kurzen Beine pendeln beim Gehen über dem Boden — ein Anblick, der geeignet ist, alle Neigung zum Weiblichen zu erlösen) — noch dicker, noch stumpflicher. Viele Brillenträger und ein Korsett, da nach allen Seiten ansieht, wie ein Barockbau aus der Zeit des Niedergangs. Hebrigen dritter Klasse wie ich. Aber bei der beiden ist die Sparsamkeit doch wohl übertrieben.

Es sitzen außerhalb fünf Feldgrauen im Abteil. Sie fahren jetzt dritter, gemelter und erster — Gott sei Dank — wo gerade Platz ist.

Das behagliche Paar lebt, nach längeren Gesprächen über die Genüsse, die es erwarbt, zum Mittagessen im Speisewagen. Sie kommen wieder, befriedigt. Er klopft sich auf den Bauch und meint, es sei, den Krieg gerechnet, immerhin anständig gemessen. Sie nickt und erwidert. Die Feldgrauen — nun, sie sind nicht im Speisewagen gewesen. Keine Möglichkeit mitzureden.

Der Kellner, ein Bredt mit Tassen durch den Gang flussend, als ob er die Venus von Milo trüge: Kaffee gefällig? Bitte Achtung! — Danke sehr! — Kaffee gefällig? Bitte Achtung! Die Feldgrauen sehen auf die Tassen mit einem stillen Blick, den ich nicht vergeße. Ruhig, mit einem leisen Wunsch, aber verzichtend. Sie wissen: für uns ist der Kaffee, den das rote Kreuz dem nächsten Halten schenken wird. Wer kann das hier im Zuge begreifen? Nur einer hat noch etwas zu rufen. (Ich berichte hier, ich dicke nicht.)

Das Paar bestellt. Der Kaffee kommt. Bitte Achtung! — Danke sehr! — Kaffee gefällig? — Nein, hier ist sonst kein Kaffee gefällig.

Aber nun packt sie aus. Ein Kiefenpaket mit Kuchen. Sie essen. Viel, lange und behaglich. Ein jeder meiner fünf Feldgrauen hat auf diesen Kuchenpopularteepl, die dieses wohlgerundete Zerst-Kinder-System verdrängt, einen Blick geworfen. (Ich berichte hier, ich dicke nicht.) Den gleichen Blick wie vorhin: still, ruhig, verzichtend. Sachlich — sozusagen.

Der Zug hält. Es war so unerträglich, schien mir. Ich klappte hinaus, rauchte 10 Zigarren, mächtige, denn es gab keine anderen. Verteilte sie an die fünf Feldgrauen. Sie sagten: Danke! Nur einer sagte: Man wird wieder munter davon! Ich fahre jetzt ledigen Stunden.

Hier aber frisch sich der Gatte die lachengefüllte Wäsche platzt, warf einen beleidigenden Blick auf mich, griff zu seiner Zigarettenbox, streckte sie gönnerhaft dem nächsten Feldgrauen hin und sprach: Nun sagen Sie mal: wie steht denn die Geschichte vor Verdun?

Die Hand.

Die Buchen des Spekkart leuchten sanft im rötlichen Abendhimmel. Das Tal der Kinzig liegt friedvoll gebreitet. Es ist, als ob die neunte Stunde des Abends in diesen Sturen ewiger Sonntag sei.

Nur der Zug dröhnt und raselt vorüber an blau-grauen Fichtenzwänden, durch Buchendome und andere deutsche Felder.

Ein Haltepunkt, ein Dorf, das dahinter in der violetten Bläue des Sonnenuntergangs nichts von diesem Zuge zu wissen scheint, diesen Zuge, der dem „großen Anschluß“ eifrig entgegenzast.

Drei Menschen stehen auf dem Erdstrassen, der hier Bahnhofs heißt. Eine ältere Frau, ein kleines Mädchen von zehn Jahren, ein Soldat von manzig Jahren und etwas darüber. Eine Mutter und Schwester und Bruder. Der Soldat trägt das Gewehr am Band, den Tornister auf dem Rücken, Feldtasche, Strauß — er lehrt aus dem Urlaub zur Front zurück. Die Mutter: „Is es auch richtig, Kort, daß der Zug um 11 Uhr geht in Frankfurt?“

„Aber ja! Mutter. Alles in Ordnung. Ich soag dir's.“

Die kleine Schwester zieht ihr buntes Schmeuztüchlein heraus und wischt voreilig an den Augen.

„Einstiege! Bitte!“

Der junge Soldat legt beide Arme um diese Mutter, die einen Kopf kleiner ist als ihr Sohn. Sie küssen sich, ungeachtet, er verlegen und sie, des Rüßens längst entwöhnt, rasch, drängend und rafflos. Sie sagen nichts. Nun steigt er ein und streckt den jungen Kopf sofort aus dem Fenster.

Der Zug fährt ab.

Er winkt mit dem Strauß wie ein junger Bär. Und nun — diese Mutter, der dieser Abschied gewiß wie ein schwerer Stein auf der verblühten Brust lastet, sie hebt die lächelnd abgearbeitete Hand um ein kleines aus der Hüfte und winkt, winkt hüftlos, die Tränen tapfer verdrückend — sie winkt mit dieser Hand, die nichts von der Anmut abschmiedender Großstadt-Mädchenhände wissen kann, so lange als der Zug noch sichtbar ist. Ganz leis, ganz ungeschickt. Und doch ist es, als ob der Zug von dieser Mutterhand nur leuchtend und mühsam sich losrisse . . . Ein Abschied einer deutschen Mutter . . .

Hanau-Off.

Sechs Mädels ziehen am Zug entlang. Gott weiß, wo sie hingehören. Füllig und schlant, groß und klein, reichhaltig

gemischt. Es ist 12 Uhr nachts. Vier D-Züge nach Berlin und Leipzig folgen kurz aufeinander. Jeder ist stoppweit vom Feldgrauen, die aus dem Westen in den Urlaub oder auch über Berlin in die „ruffische Arbeit“ fahren.

„Nehmen Sie mich doch mit!“ ruft eine fette Blondine zu einem Fenster, aus dem drei forsche Waffengattungen jung, braun und verwickelt herausgucken.

„Kauf's euch eine Fahrkarte bis Ping!“ (So heißt das Rest feldgrau und nicht anders.)

„Ich seh' mich auf ihren Tornister“, ruft eine andere, und ihr Blick ist feucht.

„Daß du nicht abstrüßst, Madel, wenn die große Weiße kommt!“

„Haben Sie denn gar kein Plätzchen für uns in dem großen Zug?“

„Richtig hätten wir euch schon!“ ruft ein Jäger aus dem Hintergrund des Ganges und zwinkert verleibt über die Kameraden in nach allen Seiten. „Aber der Hindenburg erlaubt's nicht.“

Die stämmige D-Zug-Machine vorn gibt furchbare Töne von sich, faucht Dampf nach allen Seiten und erfüllt den nächtlichen Bahnhof mit dem Lärm ihrer Abfahrtsbereitschaft.

Die sechs Mädels stehen untergehakt und stumm. Da ruft ein Berliner, Infanterist, dessen Uniform man ansieht, daß er gerade von Verdun oder sonstwoher kommen muß, wo es heiß zugeht: „Na, und wie is det nu mit'n Abschiedstuh?“

„Sie bauen mich, Mutter.“

Mutter maulde den Kopf weg und nähle weiter.

Jens Frederik kam wieder:

„Sie haben mich gebauet, Mutter!“

Und war es schlimm, dann puselte Mutter auf die mißhandelte Hand. Sonst antwortete sie nur: „Dann haue wieder, und mach daß du wegkommst!“

Spielen wir Pferd, so mußten wir immer vor Mutters Fenster hin und zeigen, wie elegant wir lühten. Oder ich konnte ein Stück von den Mädchen anziehen, um ein Weib zu sein das ein Kind bekommen hat — dann mußte ich zur Mutter und mir gute Ratschläge für die Pflege meines Kindes zu holen. Bei allem, was wir unternahm, spielte Mutters Fenster die Hauptrolle, und ich kann mir es gar nicht vorstellen, was wir ohne dieses Fenster gemacht hätten.

Und nicht nur wir Kinder suchten das Fenster auf, für alle Leute auf dem Hofe war das Fenster das Zentrum, zu dem sie flüchteten. War ein Gewitter im Anzuge, kam Jeppe und meldete:

„Ni jeben sie sich zusammen.“ Und stand es schön um Mutter Ottens Bein, so kam Jeppe auch und klagte seine Bot. Und die Mädchen kamen aus Fenster und erliefeten Rapport über alles, was gechehen war; jetzt war ein Hüfnerfest in der Scheune aufgedunsen worden, und jetzt hatte die schwarzbunte Kuh ein Kalb bekommen.

Auch die Gäste des Hofes machten ihre Aufmerksamkeit auf Mutters Fenster. Es lag nach der langen Abwesenheit, die sich heute führt, so daß Mutter von dort aus jeden jeden konnte, der die Allee entlang kam.

Hier draußen „fensterten“ die Gäste, ehe sie weiter vor drangen. Hier her kamen Remen aus Christiansdane, Soendhian aus Helgenæs, Jessen aus Adorftrup, Schouboe aus Abildtorpe, Keergaard aus Ladegaarden ufo.

Im Hofnach postierten sich alle Kinder, als das fürchterlichste ausstaffiert, vor Mutters Fenster und langen folgenden Bers:

Hier kommen ein paar keine barlose Herr'n
barlose Herr'n
Einige Eier hätten sie gern,
hätten sie gern.
Doch habe' Ihr nur 'nen Schilling, sagen wir nicht nein,
sagen nicht nein.
Ichon damit kann man schon zufrieden sein.
Ichon zufrieden sein.
Und mit Mutters Fenster waren verschiedene heimliche Zeremonien verbunden.

Gegen Ende des Sommers, wenn die Arbeit fertig war, flüchteten die Erntearbeiter sich vor dem Fenster auf und schliffen ihre Sensen. Das bedeutete, daß sie Brantwein haben wollten.

Und zur Erntezeit, wenn die letzte Fuhre eingehauen wurde, hielt sie vor Mutters Fenster, und die Leute machten Souvenir; und das bedeutete, daß sie Pfannkuchen und Butter haben wollten.

So steht Mutters Fenster vor mir als das gute Auge, das über dem Hofe wachte, als das Zentrum, das alles Leben um sich sammelte.

Nur dieses nicht!

Von Karl Dantwart Zwerger.

Nur dieses nicht:
Daß sie dann wieder in den Straßen ständen
Mit hohen Hüten und mit hohen Händen,
In Gliedern wie an Gliaz und Glauben rund —
Und Tausend gegen vorbei zu Pflicht und Fitteln
Und — jeht vorbei an diesen Müdigkeiten,
Die sättern wie ein ausgehoffer Hund!

Nur dieses nicht:
Daß sie um kümmerliche Hungerlöhne
Vor jeder festen Köchin dienen müssen,
Die kumpf auf ihre goldenen Kettez glözt,
Und heimlos von Dorf zu Dorf frücken
Und sich vor kumpfen bösen Laffen bilden,
Sie, die dem König Tod so frei gestreht.

Nur dieses nicht:
Daß sie tagaus, tagein die Kurbel drehen
Und bittend an die vielen Türen gehen,
Wo niemand ohnt, was diese Seele lit,
Und hinterdrein die dummen Buben rennen,
Sie oder all ihr Tag in Sehnsucht brennen,
Daß jene Augen einst ihr Herz verschmitt!

Nur dieses nicht:
Daß sie bereit als müde, graue Kreise
Vielleicht des Lebens allerleie Reife
Einfach und ohne Stern und Liebe fun
Und irgendwo an einem Wegesrande
In ihres Volkes namenloser Schande
Dem großen Richter entgegenbrun.

Aus dem zweiten Augustheft des von J. C. Freiherrn von Grotthuß herausgegebenen „Lirners“ (Suttgart, Greiner & Pfeiffer).

Die Sechse setzen sich an, stupfen sich und lächeln. „Nach doch Rätze — tu's doch, Marie!“ Und auf einmal — der Zug rollt schon — steht Marie, von den fünf anderen gehoben und gehalten, auf dem Trittbrett und läßt reihum, und man wundert sich, wieviel Männerköpfe plötzlich aus so einem D-Zug-Fenster gucken können.

„Sieh sie weiter, Wiegefen!“ ruft der Berliner. Und Marie springt ab, verteilt glückselig das Duhend in Eilempo erbaltener Küsse unter die fünf Kameradinnen, der Zug entschwindet und blinzelzt nur noch flüchtig mit den roten Augen aus dem Schienengewehr dorthin zurück, wo sechs Sanauer Mädels sechs verschiedenfarbige Tschentücher schwenken . . .

Mutters Fenster. *)

Von Gustav Weid.

(Nachdruck verboten.)

Rechts vom Entree lag die Wohnstube. Die so ziemlich das größte auf der ganzen Welt war. Die Einbe hatte drei Fenster. In dem obersten von ihnen stand eine Erhöhung mit einem Wühlisch und einem niedrigen Lehntuhl. Und hier saß Mutter, und das Fenster war Mutters Fenster. In diesem Fenster saß sie und arbeitete unabhängig auf der Innanhaltung unserer Garderobe. Wir gerissen viel, und es gab für Mutters fleißige Hände viel Strumpfpaaare zu waschen.

Und gleichmäßig verlegte sie von ihrem Fenster aus alles, was auf dem Hofe vorging. Es war das Hauptquartier, in dem alle Fäden zusammenliefen.

Wenn uns etwas wider den Strich ging, kamen wir alle zu Mutters Fenster und beklagten uns. Jens Frederik konnte zum Beispiel kommen und sagen:

*) Aus Gustav Weids Jugenderinnerungen.

„Sie bauen mich, Mutter.“

Mutter maulde den Kopf weg und nähle weiter.

Jens Frederik kam wieder:

„Sie haben mich gebauet, Mutter!“

Und war es schlimm, dann puselte Mutter auf die mißhandelte Hand. Sonst antwortete sie nur: „Dann haue wieder, und mach daß du wegkommst!“

Spielen wir Pferd, so mußten wir immer vor Mutters Fenster hin und zeigen, wie elegant wir lühten. Oder ich konnte ein Stück von den Mädchen anziehen, um ein Weib zu sein das ein Kind bekommen hat — dann mußte ich zur Mutter und mir gute Ratschläge für die Pflege meines Kindes zu holen. Bei allem, was wir unternahm, spielte Mutters Fenster die Hauptrolle, und ich kann mir es gar nicht vorstellen, was wir ohne dieses Fenster gemacht hätten.

Und nicht nur wir Kinder suchten das Fenster auf, für alle Leute auf dem Hofe war das Fenster das Zentrum, zu dem sie flüchteten. War ein Gewitter im Anzuge, kam Jeppe und meldete:

„Ni jeben sie sich zusammen.“ Und stand es schön um Mutter Ottens Bein, so kam Jeppe auch und klagte seine Bot. Und die Mädchen kamen aus Fenster und erliefeten Rapport über alles, was gechehen war; jetzt war ein Hüfnerfest in der Scheune aufgedunsen worden, und jetzt hatte die schwarzbunte Kuh ein Kalb bekommen.

Auch die Gäste des Hofes machten ihre Aufmerksamkeit auf Mutters Fenster. Es lag nach der langen Abwesenheit, die sich heute führt, so daß Mutter von dort aus jeden jeden konnte, der die Allee entlang kam.

Hier draußen „fensterten“ die Gäste, ehe sie weiter vor drangen. Hier her kamen Remen aus Christiansdane, Soendhian aus Helgenæs, Jessen aus Adorftrup, Schouboe aus Abildtorpe, Keergaard aus Ladegaarden ufo.

Das Geheimnis von Snaketown.

Humoreske aus dem amerikanischen Reportierleben.

Von Bruno Büdenbacher.

(Nachdruck verboten.)

Aus Gründen, die ich vielleicht einmal später erzählen werde, war es also nichts mit meiner Anstellung beim „Snaketown Herald“. Der Herausgeber dieses Blattes hatte es leicht, mich auf kommende Gelegenheiten zu vertrieben. Werprechen ist ja ebenso leicht, wie halten schwer. Einmalen nur ließ ich traend an Ufer des Snakeriver, wie weiland die Kinder J. Traveller an denen des Jordans. Genau genommen muß aber deren ein Dutzend sein, denn wenn sie auch ihren Hofes nicht mehr hatten, so hatten sie doch noch ihre Propheten. Bei mir aber letzter Hofes und die Propheten. Immer näher kam ich den Tag heranzukommen, an dem sich der Wirt zum „Magern Snacken“ in der bekannten Hausrecht aus dem „Schwarzen Wäffisch“ verwandelt und mich als Mutter Grün einquartieren würde. Stundend lag ich also am Snakeriver und starrte bald auf einen mächtigen Baum, der seine Äste einige hundert Fuß gen Himmel reichte, bald auf meine Wandschatten, denen ich in Ermangelung von Schreibpapier mein Schwanenlieb amerikanisch. Meine Gedanken flogen heimwärts. Aber die körperlichere leiste ich mirlichen Flug heftigen und erfolgreichen Widerstand. Ich mußte nicht, wie ich es anfangen sollte, vom Snaketown weg in den Osten zu kommen, wo ich einen Verleger zu finden hoffte, der meine Fähigkeiten besser zu würdigen verstand als Mutter Wäffisch vom „Snaketown Herald“. Da half nun alles Reimen nichts. Es mußte gehandelt werden. Schön. Aber wemlich handeln?

Und plötzlich kam mir die Erleuchtung. Eine Idee! — Eine Idee! Heureka!

In dieser Nacht konnte ich ebenfalls wie in den vorhergehenden nicht schlafen, diesmal aber vor innerer Aufregung nicht. Frühmorgens lachte ich den Herausgeber des „Snaketown Herald“ wieder auf. Mutter Wäffisch empfing mich mit einem sehr mißtraulichen Blick und einem raschen Griff nach seinem Revolver, der ihm bei meinen letzten Besuch als Briefschweizer diente. Zum Zeichen meiner friedlichen Gesinnung trat ich mit „Hands up“ Stellung nieder. Als ich nach zwei Stunden die Gesprächsräume des Herald wieder verließ, hatte ich Wäffischs Betragen mir gegenüber sehr geändert. „Das ist dann doch smart, Eric!“ sagte er, und streckte mir seine biedere Rechte hin. Dann bot er mir einen Brien an und entließ mich mit einem kräftigen Schatzhands (Händeschütteln). Unser Bund war geschlossen.

Das Geheimnis von Snaketown.

Humoreske aus dem amerikanischen Reportierleben.

Von Bruno Büdenbacher.

(Nachdruck verboten.)

Aus Gründen, die ich vielleicht einmal später erzählen werde, war es also nichts mit meiner Anstellung beim „Snaketown Herald“. Der Herausgeber dieses Blattes hatte es leicht, mich auf kommende Gelegenheiten zu vertrieben. Werprechen ist ja ebenso leicht, wie halten schwer. Einmalen nur ließ ich traend an Ufer des Snakeriver, wie weiland die Kinder J. Traveller an denen des Jordans. Genau genommen muß aber deren ein Dutzend sein, denn wenn sie auch ihren Hofes nicht mehr hatten, so hatten sie doch noch ihre Propheten. Bei mir aber letzter Hofes und die Propheten. Immer näher kam ich den Tag heranzukommen, an dem sich der Wirt zum „Magern Snacken“ in der bekannten Hausrecht aus dem „Schwarzen Wäffisch“ verwandelt und mich als Mutter Grün einquartieren würde. Stundend lag ich also am Snakeriver und starrte bald auf einen mächtigen Baum, der seine Äste einige hundert Fuß gen Himmel reichte, bald auf meine Wandschatten, denen ich in Ermangelung von Schreibpapier mein Schwanenlieb amerikanisch. Meine Gedanken flogen heimwärts. Aber die körperlichere leiste ich mirlichen Flug heftigen und erfolgreichen Widerstand. Ich mußte nicht, wie ich es anfangen sollte, vom Snaketown weg in den Osten zu kommen, wo ich einen Verleger zu finden hoffte, der meine Fähigkeiten besser zu würdigen verstand als Mutter Wäffisch vom „Snaketown Herald“. Da half nun alles Reimen nichts. Es mußte gehandelt werden. Schön. Aber wemlich handeln?

Und plötzlich kam mir die Erleuchtung. Eine Idee! — Eine Idee! Heureka!

In dieser Nacht konnte ich ebenfalls wie in den vorhergehenden nicht schlafen, diesmal aber vor innerer Aufregung nicht. Frühmorgens lachte ich den Herausgeber des „Snaketown Herald“ wieder auf. Mutter Wäffisch empfing mich mit einem sehr mißtraulichen Blick und einem raschen Griff nach seinem Revolver, der ihm bei meinen letzten Besuch als Briefschweizer diente. Zum Zeichen meiner friedlichen Gesinnung trat ich mit „Hands up“ Stellung nieder. Als ich nach zwei Stunden die Gesprächsräume des Herald wieder verließ, hatte ich Wäffischs Betragen mir gegenüber sehr geändert. „Das ist dann doch smart, Eric!“ sagte er, und streckte mir seine biedere Rechte hin. Dann bot er mir einen Brien an und entließ mich mit einem kräftigen Schatzhands (Händeschütteln). Unser Bund war geschlossen.

Schon in der Abendausgabe des „Snaketown Herald“ war zu lesen: „Das Geheimnis von Snaketown.“ In

